

Henning Trüper

Das Klein-Klein der Arbeit: die Notizführung des Historikers François Louis Ganshof*

Im Nachlass des belgischen Mediävisten François Louis Ganshof in der Universitätsbibliothek Gent befindet sich eine umfangreiche Sammlung von Dokumenten, die aufschlussreich sind für die Alltagsgeschichte der Geschichtswissenschaft im 20. Jahrhundert. Unter anderem gibt es dort zahlreiche Sammlungen von Notizzetteln.¹ Diese bieten eine zwar nicht vollständige, aber doch ungewöhnlich detaillierte Dokumentation geschichtswissenschaftlicher Arbeitsprozesse. Sie gewähren einen Einblick in das »Labor« eines Historikers und ermöglichen eine Fallstudie über einen bislang vernachlässigten Aspekt der Produktion historischen Wissens.² Sie erweitern den Blick für die Vielschichtigkeit der Erkenntnisarbeit von Historikern.

François Louis Ganshof, 1895 geboren, 1980 gestorben, war seit Mitte der zwanziger Jahre bis zu seiner Emeritierung 1961 Dozent und Professor in Gent. Er war die dominante Figur unter den Schülern Pirennes, dessen wirtschafts- und sozialhistorische Interessen er jedoch nur in Maßen teilte. Vielmehr war er ein eher juristisch ausgerichteter Historiker mittelalterlicher Institutionen und Rechtsbegriffe. Seine wichtigsten Themengebiete waren das Lehnswesen und die mittelalterliche Grundherrschaft, die karolingischen Kapitularien, Karl der Große und die Geschichte der Grafschaft Flandern. Ganshofs Geschichtswissenschaft zielte auf stabiles Detailwissen. Sie mied begriffliche Konstruktionen, thematische und methodische Innovationen.³ An Ganshof zeigte sich mit besonderer Deutlichkeit, welche Standards der »Normalität« in der Disziplin galten.

Die Untersuchung wird sich in einem ersten Teil der Praxis der Ganshofschen Notizführung widmen. In dieser Praxis verschränkten sich unterschiedliche Gepflogenheiten des Lesens und Schreibens zu einem eigenwilligen Arbeitsalltag. Der Umgang mit dem Schreibmaterial und die Gewohnheiten der Quellenlektüre griffen ineinander. So entstand ein flexibles Verfahren der Notizführung, das jeweils

an die Gegebenheiten epistemischer Situationen gebunden blieb. In einem zweiten Teil kommt eine Art spezifischer Rationalität der Verzettelung zur Sprache. Ganshof verfügte über ein bestimmtes methodologisches Vokabular zur Beschreibung seiner Arbeitsweise, das auf dem Begriff der »Tatsache« aufbaute. Dieses Vokabular blieb jedoch vage und stiftete keine systematische Methode, mit deren Hilfe die alltägliche Arbeit genau, stabil oder erschöpfend beschreibbar und beherrschbar geworden wäre. Im letzten Teil wird eine Interpretation dieser Befunde skizziert, die zu zeigen versucht, dass Praxis und methodologische Sprachregelungen zusammengehören und die Produktion von Wissen Ordnungen des Alltäglichen voraussetzt.

Umgang mit Zetteln: Aspekte der Praxis

Die Notizen im Nachlass Ganshof waren vor allem ein Werkzeug zur Produktion wissenschaftlicher Texte. Erhalten haben sie sich jedoch nicht, weil Ganshof bei der Einrichtung des Nachlasses gezielt die Genese seiner wissenschaftlichen Arbeiten hätte dokumentieren wollen. Im Gegenteil waren ihm viele Notizen und Vorstufen seiner Manuskripte der Aufbewahrung nicht wert. Aber seine Seminare für die Studierenden der *candidatuur* (erstes und zweites Studienjahr) und des *licenciaat* (drittes und viertes Studienjahr) unterrichtete er direkt aus seinen Forschungsnotizen, und die Spuren dieser Lehrtätigkeit wollte er offenbar aufbewahrt wissen. Die erhaltenen Zettelsammlungen sind also Quellen zugleich für Forschung und akademische Lehre. Den Eigenheiten der letzteren soll hier zwar nicht nachgegangen werden, aber der doppelte Gebrauch der vorhandenen Notizen hatte zwei wichtige allgemeine Konsequenzen, die bei der Lektüre stets mitzubedenken sind.

Erstens: Die Notizen wechseln frei zwischen Französisch und Niederländisch. Ganshof stammte aus dem bilingualen, wenn auch bevorzugt Französisch sprechenden Großbürgertum Brügges. Für seine wissenschaftlichen Arbeiten bediente er sich überwiegend dieser Sprache. Nach der kontroversen »Flamisierung«, die 1930 das Niederländische zur alleinigen Sprache der Universität Gent machte, musste er jedoch seine Lehre vollständig umstellen. Seitdem kam eine nicht unerhebliche und mit den Jahren zunehmende Publikationstätigkeit in niederländischer Sprache hinzu. Für Ganshofs Arbeitsprozesse ist überall von einem fast automatisierten Sprachwechsel auszugehen. Zugleich stehen zwei sprachlich getrennte Geschichtswissenschaften und verschiedene pragmatische Kontexte im Hintergrund seiner Arbeit. Manches richtete sich auf ein französischsprachiges, manches auf ein niederländischsprachiges Publikum. Französisch beschriebene Notizen wurden nicht primär für die Lehre angelegt, ganz im Gegenteil zu vielen niederländischen. Die unterschiedlichen Verwendungen nahmen Einfluss auf die Rhetorik, die Fragestellungen

und die Auswahl des untersuchten Quellenmaterials. Allerdings mischte Ganshof gelegentlich französische und niederländische Notizen. Die pragmatischen Unterschiede mussten also überbrückbar bleiben; die Notizen mussten einem Anspruch der Anschlussfähigkeit und des einheitlichen Formats genügen, der dennoch einen gewissen Grad an Flexibilität aufwies.

Zweitens: Die Notizen waren so gestaltet, dass sie nicht allein ihrem Autor zugänglich waren. Ganshof führte sie ordentlich und entsprechend einer bestimmten Systematik. Zugleich insistierte er nicht auf alleiniger Autorschaft. Mitunter notierte er Beiträge seiner Studierenden (die dann später in Fußnoten erwähnt wurden).⁴ Außerdem gab er seinen Examenskandidaten oft kleine Stapel seiner Notizen mit, die sie zur Verbesserung ihrer Abschlussarbeiten durchzunehmen hatten.⁵ Die Notizen waren daher zumindest teilweise auch ein Kommunikationsmittel – und eines zur Disziplinierung und Maßregelung der Studierenden. Da sie auf einem Verfahren zur Festhaltung von Informationen in äußerst verknappter Form beruhten, setzten sie eine Art *common ground* voraus, damit sie den Praktikern der Wissenschaft verständlich sein konnten. Sie verließen sich zu diesem Zweck auf graphische Gestaltungsmittel, die sozusagen visuelle Evidenz herstellten: besonders die graphisch geordnete Darstellung von Information in Listen, aber auch Stammbäume, Kartenskizzen, Stemmata und ähnliches. Auch das Ablegen von komprimierten Lektüresulten neben oder unter bibliographischen Kurzangaben ist in diesem Zusammenhang zu nennen. Ferner bevorzugte Ganshof bei der Notizführung Inhalte, die ohne umständliche Begründungen evident waren oder sein sollten. Häufig ging es um Interpretationen, die sich bei der Lektüre der Quellentexte auf den ersten Blick ergaben oder die zumindest als unmittelbar einsichtig präsentiert wurden. Dass die Zettel nach Möglichkeit zirkulationsfähig sein sollten, hatte also Konsequenzen für ihre rhetorische Gestaltung.

Ganshof pendelte zwischen Brüssel und Gent. Die Notizen mussten daher mobil sein. Sie wurden nicht in Zettelkästen aufbewahrt sondern – wie Ganshof sich in gelegentlichen Querverweisen ausdrückte – in *dossiers*. Hierbei handelte es sich um Loseblattsammlungen, die in kleine Kartonmappen eingelegt wurden. Diese wurden ihrerseits in größeren Briefumschlägen verstaut. Diese Umschläge waren ausnahmslos bereits zuvor benutzt worden; meistens hatten sie Buch- oder Sonderdrucksendungen enthalten. Auch die Kartonmappen wurden nicht eigens für ihre Verwendung in der Notizführung angeschafft, sondern sie enthielten zunächst das lose Papier (ungefähr im A5-Format), das Ganshof für seine Manuskripte gebrauchte. Da dieses Papier für den Schulbedarf produziert wurde, waren die Kartonmappen schülergerecht bedruckt; in der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg zumeist recht einfach, etwa mit einer schreibenden Figur und dem Firmennamen, seit den Fünfzigern dann zunehmend in grelleren Farben und beispielsweise mit

erbaulicher Information über verschiedene Berufsfelder, die den jugendlichen Käufern vorgestellt wurden.

Die äußere Erscheinung dieser Kartonumschläge hat Ganshof aber nicht davon abgehalten, sie ihrer Zweitverwertung in seinen Notizsammlungen zuzuführen. Sein durch die eigenen Gewohnheiten konditionierter Ordnungssinn war offenbar nicht so sehr einem ästhetischen als vielmehr einem ethischen Regime unterworfen: Nichts durfte verschwendet, alles was noch benutzbar war, musste weiterverwendet werden. Das galt nicht allein für Papier, sondern auch für Schreibwerkzeuge. Ganshof entwickelte keine Präferenz für einen bestimmten Typ Schreibgerät, was darauf hindeutet, dass er Stifte benutzte (und aufbrauchte), die ihm zufällig in die Hände gefallen waren. Er unterwarf sich einem strikten Regime der Sparsamkeit, das alle Bereiche der Papierarbeit betraf – wie eine Episode in einem Brief von Mary Lyon an Ganshof belegt:

Frans, I never see a paper clip on the sidewalk or anywhere without thinking of you. I remember how, as we walked to the car from your seminar, you would never pass a paper clip on the sidewalk without stopping to pick it up. Now every time I see one, I pick it up for you! This almost got me into trouble in the hotel in New York. I was on the crowded elevator near the door when it stopped at a floor and, looking out, I saw a paper clip right in front o[f] me. I started to reach out for it and pulled my hand back just in time before the elevator door slammed shut! It made me laugh and I explained to friends with us that I always pick them up for you!⁶

Mary Lyon und ihr Ehemann, der Mediävist Bryce Lyon,⁷ empfanden die Büroklammersammelwut ihres Freundes Ganshof offenbar als liebenswürdige und amüsante Marotte. Mary Lyons freundschaftliche Teilhabe an Ganshofs leicht zwanghaft anmutender Sorge um die kleinsten Dinge der gelehrten Arbeit weist allerdings auch auf einen gewissen Respekt der Briefschreiberin für die schonungslose Selbstdisziplin des damals bereits über siebzigjährigen belgischen Emeritus hin, der sich ohne Rücksicht auf körperliche oder soziale Gegenstände nach jeder Büroklammer auf dem Gehsteig bückte.

Im Rahmen der Notizführung stellte Ganshof einen speziellen Bereich der Sorge um Alltagsgegenstände her. Diese Gegenstände wurden dadurch in besondere Gepflogenheiten eingespannt und einer besonderen Verwendung zugeführt. Die Sparsamkeit war daher nicht allein eine Angelegenheit materieller Ökonomie. Sie war nicht allein Vermeidung der Verschwendung, sondern zugleich auch Sorge um das nicht Weggeworfene. Hierin zeigte sich eine – zugegebenermaßen etwas grillenhafte – ethische Ordnung, die der Notizführung eine asketische Rechtschaffenheit

zu geben vermochte.⁸ Die materiellen Beschränkungen der Weltkriege mögen das ihre dazu beigetragen haben, diese Ordnung zu etablieren. Aber sie wurde konserviert durch den Umstand, dass sie auf internalisierten normativen Vorgaben fußte. Sie war eine Angelegenheit ethischer Gefühle: Anderes Konsumverhalten hätte sich nicht richtig angefühlt. Verlorene Büroklammern und gebrauchte Briefumschläge konnte man nicht einfach ihrem Schicksal überlassen.

Auch für andere Aspekte der Notizführung war die Sparsamkeit von Belang, so zum Beispiel bei der Untergliederung der Dossiers. In den zwanziger und frühen dreißiger Jahren kaufte Ganshof gelegentlich spezielle, kleinformatige Briefumschläge zur Einrichtung von Untergruppen von Notizzetteln innerhalb größerer Sammlungen.⁹ Dieses Prozedere gab er jedoch vollständig auf, vermutlich weil es möglich war, sparsamer zu arbeiten. Ein weiterer Grund könnte gewesen sein, dass der Gebrauch kleiner Briefumschläge das einfache Durchblättern der Dossiers erschwerte. In späteren Sammlungen wurden zusammengehörige Partien einfach in gefaltete Zettel eingelegt. Generell waren solche Partien oder einzelne Zettel nicht indiziert. Es gab kein System, um bestimmte Gegenstände umstandslos aufzufinden. Die Dossiers mussten stets durchgeblättert werden. Um sie insgesamt zu benutzen, musste man ständig damit arbeiten – sie folgten einer auf das Gedächtnis des Benutzers zugeschnittenen Ordnung. Gelegentlich nahm Ganshof die Notizen nach jahre-, manchmal jahrzehntelangen Intervallen wieder auf. Die Anforderungen an die Gedächtnisordnung waren daher nicht gering: Die Notizen mussten für ihren Autor auch nach langer Zeit noch zugänglich sein. Insofern dies glückte, stabilisierten sie auch Ganshofs Vertrauen in die Sicherheit der eigenen Arbeitsmethode und die bruchlose Entfaltung des eigenen Arbeitslebens.

Was nun die Notizzettel selbst angeht, so waren sie in einer systematischen, aber nicht rigorosen Weise organisiert. Im Prinzip bestand eine Unterscheidung von zwei Typen vonzetteln: größere und kleinere. Die kleineren Zettel dürften ungefähr der A6 Norm entsprechen. Sie waren der einzige Bestandteil der Notizführung, den Ganshof stets eigens anschaffte – gewissermaßen eine unhintergehbare materielle Grundlage, bei der nicht weiter gespart werden konnte. Die größeren Zettel dagegen hatten kein einheitliches Format und stammten wie die anderen Schreibmaterialien aus zweiter Hand. In Belgien – wie auch anderswo – war es zu Ganshofs Zeit üblich, Hochzeits- und Todesannoncen per Post zu versenden. Diese waren auf einem stabilen, qualitativ hochwertigen Papier gedruckt, das Ganshof offenbar nicht wegwerfen mochte. Also zerriss oder zerschnitt er die Annoncen in gleichgroße Teile und benutzte die Rückseiten für Notizen. Dies waren die größeren Zettel. Gelegentlich kamen auch andere Papiere, etwa verworfene Manuskriptseiten mit unbeschriebener Rückseite oder Auszüge von Bankdepots, zum Einsatz, aber die Dominanz von Hochzeits- und Todesanzeigen ist auffällig.

Ganshof neigte zu starken emotionalen Reaktionen auf Todesfälle in seiner Umgebung,¹⁰ und gelegentlich bewahrte er aus Pietät gegenüber Verstorbenen auch Trauerannoncen auf.¹¹ Diese Papierobjekte scheinen daher eine gewisse ethische Bedeutung getragen zu haben. Ihre Wiederverwertung als Material für die wissenschaftliche Arbeit erforderte eine Suspendierung ethischer Normen, wie sie sich mit Vorstellungen von persönlicher Loyalität und Pietät verbanden. An einer Stelle findet sich in den Notizsammlungen eine zerrissene Todesannonce von Ganshofs Mutter. Auch einen ganzen Stapel übriggebliebener Ankündigungen der eigenen Hochzeit benutzte er für seine Notizen, vierzig Jahre, nachdem sie gedruckt worden waren.¹² Eine gewisse Hemmschwelle musste bei der Weiterverwendung solcher Annoncen wohl überschritten werden. Vermutlich war dieser Schritt nicht übermäßig schwer. Die Anzeigen waren und blieben bloße Einladungskarten, und Ganshof konnte wahrscheinlich, vielleicht mit einem Anflug von Ironie, ohne größeres Gewese über ihre Zweckentfremdung in seiner Notizführung hinweggehen. Aber deswegen ist es noch nicht plausibel anzunehmen, dass überhaupt keine Schwelle mehr zu übertreten gewesen sei. Wahrscheinlich zog Ganshof eine Grenze zwischen dem Bereich des sozialen Umfelds und seinem Arbeitszimmer. Im Rahmen der wissenschaftlichen Arbeit waren so zentrale Ereignisse des Lebens wie Hochzeiten und Todesfälle irrelevant. Diese Grenze mussten die Hochzeits- und Todesannoncen gewissermaßen passieren, um zu weitgehend neutralen Arbeitsmaterialien zu werden. Diese Passage läßt sich als eine Art Wiederholungsstruktur im Kleinen betrachten, die performativen Charakter annahm. Im Arbeitszimmer wurde der Prozess der stets unvollkommenen Lösung des Historikers vom eigenen Standpunkt immer aufs Neue durchgespielt. Der objektive Wissenschaftler löste sich so weit wie möglich von der Reaktion des Privatmenschen auf Todesfälle und Eheschließungen von Bekannten, Freunden und Verwandten. Dieses ethische Grundmuster der Objektivität¹³ stand im übrigen nicht im Widerspruch zu den Normen von Loyalität und Pietät. Im Gegenteil: Die Annoncen wurden nur vermittlels ihrer Wiederverwendung als Notizzettel aufbewahrt, wenn auch nur auf der Rückseite der Wissenschaft. Außerdem brauchte schließlich das gute Papier nicht verschwendet zu werden, so dass das Regime der Sparsamkeit zu seinem Recht kam. Auf diese Weise waren Ganshofs Alltagsgewohnheiten bei der Anlage von Notizen und die Distinktion größerer und kleinerer Zettel von einer Art komplexer Ethik bestimmt, in der sich die Normen der Objektivität, Sparsamkeit und Pietät verschränkten.

Offenbar wurden nur die kleineren Zettel anderen Personen übergeben.¹⁴ Wahrscheinlich waren die größeren durch Eigenwilligkeit des Materials und Mangel an Gleichförmigkeit von dieser Art Austausch ausgeschlossen. Sie konstituierten durch diesen einfachen Umstand eine Art Domäne der intimen, privaten wissen-

schaftlichen Arbeit. Für andere sichtbar – wenn auch wahrscheinlich flüchtig und undeutlich – waren sie höchstens in Ganshofs Seminaren, die dadurch ein wenig vom Charakter eines *privatissimum* gewannen.¹⁵ Diese Intimität war in den Notizsammlungen ungleichmäßig verteilt, da die Mengen von größeren und kleineren Zetteln variierten.

Der wichtigste Unterschied der beiden Zetteltypen lag aber in den Inhalten, die darauf notiert wurden. Die kleineren Zettel waren reserviert für: Exzerpte von Quellen und Literatur, bibliographische Angaben, Vokabellisten, Listen von Maßeinheiten, Listen von Quellen und gelegentliche Notizen, die den Seminarbetrieb betrafen (Teilnehmerlisten, Notizen studentischer Einwürfe usw.). Den größten Teil beschrieb Ganshof mit Exzerpten. Hierbei war der Bezug auf spezifische Textstellen unabdingbar. Daher richteten sich die kleinen Zettel fast immer auf Details. Einige typische Beispiele: Für das Seminar über *Precaria en beneficium* (1934/35) stellte Ganshof eine längere Reihe fränkischer Urkunden zusammen; für jede Urkunde legte er einen Zettel an, auf dem er den Publikationsort und ein Regest notierte. Gelegentlich schrieb er auch eine interessante Passage ab. Dazu kam schließlich eine Notiz darüber, ob die fragliche Urkunde bestimmte Begriffe enthielt oder nicht. Das Seminar *Ontstaan van Vlaanderen* (Frühjahr 1936), das der Kritik der Arbeit von Heinrich Sproemberg über die Entstehung der Grafschaft Flandern¹⁶ gewidmet war, basierte auf einem umfangreichen Exzerpt – Seite für Seite – von Sproembergs Argumenten. Dann folgten Notizen über Textstellen in diversen Quellen, die Bestätigungen und Gegenargumente zu Sproemberg bieten konnten. Obwohl diese Zettel argumentativ waren und auf Sproembergs Text abzielten, blieb die Zuordnung eines Zettels zu einer Textpassage ungebrochen. Für den Großteil der kleineren Zettel ist dies die hervorstechende Gemeinsamkeit.

Die größeren Zettel dagegen waren nicht auf einzelne Textstellen bezogen. Sie hatten häufig Bilanzcharakter, indem sie Lektüreegebnisse zusammenfassten. In einigen Fällen geschah dies in tabellarischer Form, zum Beispiel im Seminar über das Polyptychon von Prüm (1960/61), wo Ganshof sich an komplizierten Berechnungen von Grundflächen versuchte. Im Fall des Seminars über *Het teloneum in de merovingische periode* (Das Zollwesen in der Merowingerzeit, 1955/56) skizzierte Ganshof provisorische Landkarten zur Lokalisierung einzelner Zollstellen auf den Rückseiten größerer Zettel. Diese Notizen nahmen gelegentlich auch stärker argumentativen Charakter an. Für das Seminar über Prekarie und Benefizium notierte Ganshof ein durchgehendes Manuskript auf die Rückseiten von 112 Fragmenten von Todesannoncen. Dieses Manuskript ist ein eigenartiges Zwischending zwischen Vorlesungsskript und Vorstufe zu einer Publikation. Es ist zwar intern stark graphisch und numerisch gegliedert und ergibt keinen geschliffenen Fließtext, doch größere Nähe zu publikationsfähigem Text erreichten die Notizen nie.

Freilich ist die inhaltliche Unterscheidung von größeren und kleineren Zetteln grob. Meistens bestand sie aus dem Gegensatz von Exzerpt und Interpretation einzelner Textpassagen einerseits gegenüber Zusammenfassungen und Schlussfolgerungen aus längeren Serien von Untersuchungen andererseits. Aber Abweichungen von dieser Regel kamen vor, und die Sammlungen unterschieden sich von Fall zu Fall. Die Varianz war erheblich, da die Sammlungen sich an den Gegebenheiten des jeweiligen Themas orientierten.¹⁷

Die Gestalt der Zettelführung hing zunächst von der Fragestellung ab. Beispielhaft hierfür ist eine ganze Serie von Dossiers zu den karolingischen Kapitularien, die Ganshof für einen Zyklus von Seminaren anlegte. Dieser begann im akademischen Jahr 1940/41 – ohne erkennbaren Bezug zum Zeithintergrund – und wurde mit Unterbrechungen über Jahre hinweg fortgesetzt, bis schließlich für Teil VIII die Studenten ausblieben.¹⁸ Am Anfang des Zyklus stellte Ganshof die Zettelsammlungen unter eine spezifische Fragestellung. So ging es 1940/41 um den Informationsgehalt der Texte bezüglich der regionalen Amtsträger im Karolingerreich. Das Dossier war in Unterdossiers aufgeteilt, die jeweils auf ein Kapitular bezogen waren. Die kleinen Zettel behandelten einzelne Passagen, meist Abschnitte von Kapitularien, die Informationen zu den regionalen Amtsträgern boten. Die größeren Zettel fassten die Interpretationen dieser Passagen unter Zuhilfenahme einer numerischen Gliederung und mit Blick auf die Fragestellung zusammen. Große und kleine Zettel standen in einem argumentativen Kontext, der eine Ordnung nach inhaltlichen Aspekten begünstigte. Das selektive, thematische Interesse war so groß, dass Ganshof an einigen wenigen Stellen auch Schlussfolgerungen zu einzelnen Aspekten eines Kapitulars auf kleinen Zetteln notierte, ohne die sonst obligatorische Stellenangabe hinzuzufügen.¹⁹ Ab dem dritten Teil des Zyklus (1945/46) hatte sich die konkrete und selektive Fragestellung verflüchtigt. Hier ging es nur mehr ganz allgemein um »Studien über die Kapitularien Karls des Großen hauptsächlich unter dem Gesichtspunkt der staatlichen Institutionen«. ²⁰ Die Unterscheidung großer und kleiner Zettel beruhte hier ausschließlich auf der Distinktion von übergreifenden und Detailinterpretationen der einzelnen Kapitularien. Die Texte wurden vollständig durchgearbeitet, ohne daß ein leitendes Erkenntnisinteresse spezifiziert wurde. Die Zettelführung war besonders einheitlich und regelmäßig, weil die Quellen mit ihrer Kapitelgliederung die Untersuchung strukturierten. Ganshof konnte mit dieser Variante der Notizführung auch an frühere Arbeiten anknüpfen: Es finden sich Einschaltungen älterer und nicht direkt für den akademischen Unterricht angelegter, weil auf französisch verfasster Exzerptsammlungen.

Nicht allein die Fragestellung, auch die untersuchten Quellen bestimmten die Varianz in der Unterscheidung größerer und kleinerer Zettel. Die Zettelsammlungen, die Ganshof Mitte der fünfziger Jahre für sein Seminar über das Zollwesen

in der Merowingerzeit anlegte, sind beispielsweise äußerst heterogen, obwohl auch hier eine explizite Fragestellung weitgehend fehlte.²¹ Es war vielmehr das Quellenmaterial, das eine weit größere Variationsbreite an Inhalten für die Notizführung bereitstellte. Ganshof widmete sich hier einer breit angelegten Informationserhebung, die so unterschiedliche Gegenstände wie genealogische Notizen zu den merowingischen Königen und Kartenskizzen zur Lokalisierung einzelner Zollstellen nach bestimmten Urkunden umfasste. Auch hier finden sich Unterdossiers zu einzelnen Texten, aber das regelmäßige Muster aus den Kapitularienseminaren – kleine Zettel mit einzelnen Textpassagen, teils mit Interpretation, größere Zettel mit strukturierten Zusammenfassungen – findet sich nicht durchgehend. Dazu enthalten die Notizen hier auch maschinenschriftliche Abschriften der im Seminar gelesenen Quellen, wobei es sich häufig nur um Ausschnitte, nicht um vollständige Texte handelt. Die Gestalt der Zettelsammlungen und der Unterscheidung größerer und kleinerer Zettel wurde von zwei Seiten determiniert: von der Themenstellung und vom untersuchten Textmaterial. Die Verfahrensweisen blieben komplex und abhängig von konkreten Situationen.

Entsprechend benötigten Ganshofs Gewohnheiten einen relativ langen Zeitraum, um sich überhaupt zu festigen. Die frühesten erhaltenen Notizen stammen vermutlich aus der Zeit seiner Prüfungen für die *licence* in Paris 1917²² und sind einfache Zusammenfassungen ausgebreiteter Lektüren und Vorlesungsskripte, wohl zur Vorbereitung auf Prüfungen.²³ Abgefasst sind sie auf dem von Ganshof auch später bevorzugt verwendeten Manuskriptpapier: linierte Einzelblätter ungefähr im A5-Format mit eingezeichnetem Rand links. Dazwischen finden sich einzelne topographische Skizzen auf kleineren Karten aus gelblichem Karton. Auf solchen Karten finden sich auch einige Notizen über die Lektüre von Karl Büchers *Wirtschaftsstufen*, also Exzerpte.²⁴ Von einer Präfiguration der späteren Verfahrensweisen kann kaum die Rede sein, da keine funktionale Differenzierung feststellbar ist. Von der Arbeit an der Dissertation²⁵ befinden sich im Nachlass nur einige konzeptionelle Aufzeichnungen, welche die Struktur des Gesamttexts festhalten. Sie sind vermischt mit weiteren Notizen, die einen der frühesten Aufsätze Ganshofs betreffen, eine kritische Auseinandersetzung mit einer Studie des Sorbonne-Professors Louis Halphen über Einhard.²⁶ Diese Notizen sind in unsystematischer Weise über verschiedenartige Zettel verteilt, darunter wiederum kleine Pappkarten und erstmals auch zerrissene Todesanzeigen. Erst danach ging Ganshof dazu über, für die Notizführung eigens kleine Zettel anzuschaffen und in Relation zu diesen die – vermutlich mit fortschreitendem Alter und dichter sozialer Vernetzung zahlreicher eintreffenden – Hochzeits- und Todesannoncen als größere Zettel zu benutzen. Die kleinen Karten aus Karton, die sich in den frühen Notizen finden, verwendete er bis in die zweite Hälfte der zwanziger Jahre parallel zu den kleinen Zetteln. Erst gegen

Ende des Jahrzehnts hatten sich stabile und einheitliche Gewohnheiten herausgebildet.

Im Vergleich dazu waren Ganshofs Gepflogenheiten für die Abfassung von Manuskripten bedeutend früher entwickelt. Die Präferenz für den oben beschriebenen Papiertyp hatte sich zum Beispiel bereits vor 1920 verfestigt. Diese Divergenz in der Entwicklung der Arbeitsgewohnheiten lässt den Schluss zu, dass für Ganshof das Schreiben publikationsfähiger Texte gegenüber der Notizführung Priorität genoss. Die zögerliche Entwicklung einer systematischen Verzettelung deutet auch darauf hin, dass es ihm nicht leicht fiel, die Erkenntnisarbeit an den Texten in eine systematische Praxis zu überführen.

Außerdem blieb zwischen den Manuskripten publikationsfähiger Texte und den Notizsammlungen stets eine deutliche Lücke bestehen. Die Manuskripte von Ganshofs Veröffentlichungen beruhten – zumindest den erhaltenen Dokumenten nach zu urteilen – in vielen Fällen nicht auf weiteren Vorstufen. Es gab keinen kontinuierlichen Übergang von den Notizen zu publikationsfertigen Texten. Vielmehr entstanden letztere oftmals mit einem erheblichen Maß an Spontaneität, wie man an der Art der Korrekturen in den Manuskripten ablesen kann. Diese folgten sehr häufig dem Muster einer Irritation des Schreibflusses, die zunächst durch eine Streichung beseitigt wurde, worauf dann die gerade gestrichenen Wörter noch einmal aufgeschrieben wurden, weil dem Autor doch noch eine passende Fortsetzung eingefallen war. Es ist bezeugt, dass Ganshof ein außergewöhnliches rhetorisches Talent besaß.²⁷ Er war in der Lage, lange Vorträge ohne irgendeine Form von schriftlicher Erinnerungshilfe zu halten, und auch die Manuskripte sind die eines Redners. Eine minutiöse Vorplanung hatte er in den allermeisten Fällen nicht zu dokumentieren. Die Gedanken wurden – der Formulierung Kleists folgend – allmählich beim Reden verfertigt (es ist wohl erlaubt, fallweise »beim Schreiben« zu substituieren). Die Zettel waren nur in Ansätzen eine Hilfe bei der Textorganisation. Ihre eigentliche Funktion erfüllten sie als Materialsammlung, als Reservoir von »Tatsachen«, ein Begriff, den Ganshof auch in diesem Zusammenhang oft gebrauchte.

Mehrschichtige Unschärfe: Von Exzerpten zu Tatsachen

Nun ist die Erklärung der Funktion der Notizen als Tatsachensammlung selbst erklärungsbedürftig. Zunächst einmal hielten die Zettel ja vor allem Exzerpte von Textstellen fest. Der Übergang von Exzerpten zu Tatsachen erforderte einen Akt der Umdeutung, in dem die Textstellen isoliert und als »Tatsachen« interpretiert wurden. Dementsprechend hatte der Begriff der »Tatsache« (*fait* oder *feit*) sowohl eine ontologische als auch eine epistemologische Verwendung: einerseits für »tat-

sächlich« (ehedem) *Vorhandenes*, andererseits für solche *Aussagen* über die Vergangenheit, die durch Forschung sichergestellt worden waren.²⁸ Die Tatsache war die unerschütterliche und unmittelbar evidente Grundeinheit der Geschichte und der Geschichtswissenschaft zugleich. Sie war einerseits in unproblematischer Weise vorhanden, musste aber andererseits erst herausgearbeitet werden. Der Ausdruck selbst taucht in Ganshofs Texten gar nicht besonders oft auf, aber als vage epistemologisch-ontologische Kategorie segmentierte die Tatsache die historische Realität und ihre Darstellung. Und nur durch seine grundsätzliche Vagheit war der Begriff in der Zettelführung nützlich, weil erst die begriffliche Unschärfe die Umdeutung von Gelesenem in Tatsachen ermöglichte.

Ein Beispiel: Die bereits erwähnte Notizsammlung über Prekarie und Benefizium enthielt eine Serie von kleinen Zetteln mit Exzerpten von fränkischen Urkunden des 7. und 8. Jahrhunderts, die der französische Historiker Jean Pardessus bereits 1843–1849 zusammengetragen und ediert hatte. Die fraglichen Urkunden behandelten den Transfer von kirchlichem Landeigentum als Prekarie, das heißt als befristete Leihgabe, an private Nießbraucher; die häufigste Variante bestand darin, dass Privatleute Schenkungen an Kirchen vornahmen, die den Schenkern dann auf befristete Zeit zum Nießbrauch überlassen wurden. Ganshof ging es bei der Anlage seiner Notizen darum, so weit wie möglich die rechtlichen Regeln herauszuarbeiten, unter denen solche Prekarie – die als eine spezielle Vorform feudaler Leihverhältnisse galten – verliehen wurden. Unter anderem interessierten ihn um 1934/35 Angaben über die Erneuerung und Befristung solcher Arrangements sowie damit verbundene Zinszahlungen. Hier bot die Literatur widersprüchliche Angaben, und Ganshof las die Urkundentexte durch das Raster dieser Problemstellung.

Nur zwei der insgesamt über zwanzig Urkunden, die in Pardessus' Edition für Ganshof von Interesse waren, enthielten die Formulierungen von fünfjährigen Befristungen, die er erwartete. In nur einer wurde ein Zins festgelegt. Dennoch glaubte Ganshof, hier auf formelhaften Gebrauch von Rechtssprache gestoßen zu sein, der Belege für eine genauere semantische Bestimmung von »Prekarie« bot, wie das längere Skript in derselben Notizsammlung belegt.²⁹ Dort führte er aus, dass die fünfjährige Befristung – die fast nur in der Variante als Freistellung von einer solchen Befristung aufgetreten sei – den Zweck erfüllt habe, durch symbolischen Zwang zur Erneuerung des Leihverhältnisses die Besitzrechte des Verleihers zu bekräftigen. Eine wirkliche Befristung habe sich damit in der Praxis nicht verbunden, aber das Rechtsinstrument der Befristung habe dennoch existiert, um einer gewohnheitsmäßigen Inbesitznahme durch den Prekaristen (den Leiher) vorzubeugen. Diese Argumentation war subtil, stieß allerdings nicht zu einer Problematisierung der zugrundegelegten Begriffe vor. Die (mögliche) Vorstellung, dass Besitzrechte von den Nutzern geteilt wurden – von Fall zu Fall in unterschiedlichem Maß

und mit unterschiedlichen Ergebnissen, wenn Konflikte auftraten – und sich damit einer einfachen und stabilen juristischen Klassifikation entzogen, war Ganshof letztlich fremd.³⁰ Freilich sind historische Argumente auf diesem Gebiet wegen der Knappheit der verfügbaren Texte höchst unsicher, und die Frage, wie akkurat Ganshofs Deutung der Dokumente ist, ist hier eigentlich uninteressant. Wichtiger ist das Problem, wie Ganshof vom Exzerpt zur Tatsache gelangte und wie die Tatsachen in der Praxis aussahen.

Auf den Zetteln hielt Ganshof nur einen Textnachweis und gegebenenfalls eine Textpassage fest und machte – in den meisten Fällen – dazu eine Notiz der Form: »pas de mention de délai de 5 ans, ni de renouvellement«. Diese Bemerkung war auf einfache und kaum erschütterbare Weise evident. Ganshofs Notiz hielt eine unverfügbare Teilinterpretation des Urkundentextes fest. Obwohl die Sammlung solcher Teilinterpretationen das rechtshistorische Ergebnis, das Ganshof daraus gewinnen wollte, nicht unmittelbar stützte, ließ sich auf dieser Grundlage doch argumentieren. So meinte Ganshof, aus den wenigen Passagen, die über die fünfjährige Befristung Aufschluss gaben, auf die Existenz eines entsprechenden, wenn auch nur in bestimmten Fällen zur Anwendung gekommenen Rechtsinstruments – der formelhaften Befristung – schließen zu können. Die Exzerpte oder Regesten von Urkunden, die er anlegte, wurden kombiniert und umformuliert, so dass am Ende eine wohlformulierte historische Tatsache zu stehen kam, wie zum Beispiel die, dass es für die Prekarie die entsprechende rechtliche Möglichkeit gegeben habe.

Wodurch wurde diese Übersetzung möglich? Zunächst ist festzuhalten, dass Ganshofs Notizen implizit auf bestimmten alltagshermeneutischen Überzeugungen basierten. Dazu gehörte, dass man bei der Lektüre von Texten einzelne Segmente isolieren und eindeutig erklären könne, unabhängig von allen semantischen Unsicherheiten, die den übrigen Text betreffen mochten; ferner, dass wenn man derartige, sicher gedeutete Segmente zur Grundlage wissenschaftlicher Arbeit mache, eine unerschütterliche und beweiskräftige wissenschaftliche Darstellung von Teilen der Geschichte erreicht werden könne. Dass dazu auch begriffliche Voraussetzungen nötig waren, war Ganshof durchaus klar. Er verteidigte etwa den Gebrauch juristischer Terminologie und damit zugleich den Topos der Standpunktgebundenheit des Historikers gegen Otto Brunners Angriff auf den Gebrauch anachronistischer Begriffsapparate.³¹ Jedoch wurde durch die Beschränkung auf semantisch gesicherte Textstellen die perspektivisch verzerrende Gefahr solcher Begriffsapparate in Ganshofs Augen anscheinend minimiert: Die Texte sprachen entweder von einem bestimmten Phänomen oder nicht. »Délai de cinq ans« oder »renouvellement« – davon war im Text die Rede oder nicht.

Solche stabilen hermeneutischen Segmente standen in einer engen konzeptuellen Beziehung zu »Tatsachen«. Abgesichert durch das Instrumentarium der Quel-

lenkritik, fielen die gesicherten Textdeutungen ohne Umschweife in einen Bereich des Tatsächlichen. Dieser Bereich hatte sowohl eine ontologische als auch eine epistemologische Seite, weil er teils durch in der Vergangenheit Vorhandenes und teils durch die Forschung des Historikers konstituiert war. Daher war er von einer unaufhebbaren Unschärfe geprägt, insofern sich die Vergangenheit konzeptuell nicht sauber von der Interpretation des Historikers trennen ließ.

Was sich in diesem Bereich befand, konnte dann in einzelne, wohlgeformte Tatsachen übersetzt werden. Der Aspekt der angemessenen Form war unerlässlich, denn der Begriff des »Faktums« setzte einen variablen Umfang voraus, der nur mit Hilfe kontingenter und vager Konventionen standardisiert wurde.³² Im Bereich der Tatsächlichkeit wurden Elemente von selbst schon unstemem Umfang gewissermaßen zu größeren Partikeln kombiniert, ein rhetorisches Verfahren, das von ungenauen begrifflichen Vorgaben gekennzeichnet war, eine weitere Art von begrifflicher Unschärfe.

Und es kam noch eine dritte Art hinzu. Eine hervorstechende Eigenart der Ganshofischen Notizführung war die überwältigende Präsenz von Listen:³³ Die Zettelsammlungen selbst hatten häufig Seriencharakter, die größeren Zettel waren in der Mehrzahl mit Auflistungen beschrieben. Die Ausrichtung der Notizen auf das Listenerstellen wirkte tendenziell nivellierend auf die Inhalte der Zettel, die geradezu in eine Art Korsett der Ordnungsgesichtspunkte gezwängt werden konnten; so etwa im Fall der Prekarienkunden, die nur mit Hinblick auf einzelne Details gelesen und in serielle Anordnung gebracht wurden. Listenhafte Anordnungen ersetzen in der Praxis umfassendere Interpretationen und schufen so interpretatorische Ungenauigkeit. So erzeugte auch die Gruppierung von Elementen aus dem Bereich des Tatsächlichen Vagheit. Der begriffliche Apparat für die Erkenntnisarbeit in den Notizen war gekennzeichnet von einer Art mehrschichtiger Unschärfe.

Ganshof arbeitete mit Hilfe begrifflicher Konventionen, die für das frühe 20. Jahrhundert in der gleichsam epochalen *Introduction aux études historiques* von Charles-Victor Langlois und Charles Seignobos kodifiziert worden waren.³⁴ Diese zu Ganshofs Zeit bereits vielgeschmähten »Positivisten« hatten ein imitierbares Vokabular geprägt, von dem sich auch ihre späteren Gegner meist nicht ablösen konnten. Die Rede von »analyse«, »synthèse« und »faits« war trotz Bedeutungs- und Bewertungswandel noch Jahrzehnte später ubiquitär.³⁵ Die Analyse sammelte die Fakten aus den Texten und stellte sie durch Quellenkritik sicher, die Synthese brachte in die isolierten Fakten der Analyse einen Zusammenhang, der eine wissenschaftliche Darstellung zu tragen vermochte.

Indem Ganshofs System von größeren und kleineren Zetteln ziemlich genau diese Unterscheidung reproduzierte, stand es in der positivistischen Tradition. Die kleineren Zettel hielten die Anwendung der »analytischen« Prozeduren fest. Auf

den größeren fanden sich dagegen tastende Syntheseveruche, Präfigurationen späterer Texte. Angesichts der erheblichen begrifflichen Unklarheiten, die sich mit den entsprechenden Konzeptionen verbanden, könnte man sich übrigens auch auf den Standpunkt stellen, dass für Ganshof Tatsachen am Ende im Wesentlichen das waren, was auf die kleinen Zettel notiert wurde; dass für ihn als überzeugten Praktiker Analyse und Synthese im wesentlichen durch die Verfahrensweisen der Notizführung konstituiert wurden.

Es ist nicht belegt, dass Ganshof auf den größeren Zetteln jemals Ausflüge in spekulative Überlegungen unternommen hätte. Die Bindung an die kleineren Zettel blieb stets eng – Indiz dafür, dass die *synthèse* mit problematischen Konnotationen besetzt war. Zum einen boten Langlois und Seignobos hier weit weniger klar definierte und praktikable Verfahren an. Zum anderen bestand die Gefahr, daß die sichere Analyse durch die Vorannahmen des Historikers destabilisiert wurde. Die Synthese war daher nur nach strikter Selbstdisziplinierung – die unter anderem durch ein rigides Notizführungsverfahren erreicht wurde – zulässig. Nun ging es bei der Synthese immer um die Herstellung eines »groupement des faits«,³⁶ also einer Anordnung von Tatsachen. Das heißt, die Destabilisierung der Analyse spielte sich im Übergang auf die Ebene der Darstellung ab. Das Gegenmittel bestand in der Wahl von Darstellungsverfahren, welche die Evidenz der Fakten nicht durcheinander brachten. Insbesondere musste die Darstellung nach größtmöglicher Einfachheit streben, um sowohl für den Leser als auch für den Autor so transparent wie möglich zu sein. Was »Einfachheit« aber bedeutete, orientierte sich an der konkreten Situation; es handelte sich nur um eine vage Richtlinie.

Was für die epistemologischen Grundbegriffe galt, galt auch für die Praxis der Notizführung. Auch hierbei gebrauchte Ganshof die *Introduction* nur als ungefähre Orientierungsmarke. Langlois hatte in seiner Hälfte des Handbuchs, mitten unter den epistemologischen »Operationen« der *analyse*, ein eigenes Kapitel über das Schreiben von Notizen untergebracht.³⁷ Er wandte sich darin mit polemischer Schärfe gegen den Gebrauch von Notizheften, stellte heraus, wie vorteilhaft es sei, gleichformatige Zettel zu verwenden, um das Blättern zu erleichtern, und betonte nachdrücklich die Notwendigkeit, jeden Zettel mit bibliographischen Angaben zu versehen. Ganshofs kleine Zettel erfüllten diese Vorgaben akkurat. Die größeren jedoch hatten in Langlois' mit Verve vorgetragenen Empfehlungen keine Entsprechung. Die Anforderungen der Praxis scheinen komplexer gewesen zu sein.

Dennoch bot das Methodologiehandbuch der beiden Franzosen eine benutzbare Konzeptualisierung der Notizführung, deren sich Ganshof bediente, wenn er gezwungen war, die Prozedur des Zettelschreibens zu erläutern; so etwa für die Lehre im Proseminar. Seit Beginn seiner Lehrtätigkeit Anfang der zwanziger Jahre unterrichtete Ganshof einen *cours pratique* (später: *praktische oefeningen*) für

Studienanfänger an der Universität Gent, der jeweils in den Einleitungssitzungen auch in die theoretischen und methodischen Grundbegriffe der Quellenkritik einführte. Ganshofs Konzepte und Notizen hierfür sind erhalten.³⁸ Die ausführlichste Fassung dieser Einführungssitzung befindet sich in den Unterlagen für den Kurs des akademischen Jahres 1928/29. Es ist die einzige, in der er sich Notizen über »Conseils pratiques« bezüglich der Zettelarbeit für die Studierenden machte (obwohl das Thema wahrscheinlich auch in den anderen Jahren behandelt wurde):

- 1) Lors de l'étude d'une question ou de la simple lecture d'un texte, procéder à prise de notes sur *fiches*
 - a) types de fiches (libert[é])
 - b) types de fiches bibliographiques (description)
 - c) types de fiches notes: indication sommaire du recueil ou de l'ouvrage; date du fait noté; autant que possible, une fiche par fait ou par groupe de faits, ou par passage ayant un intérêt par lui-même.
- 2) *Copie de textes*: soigneuse; écriture lisible (éviter une source d'erreurs nouvelles).
- 3) User des sigles habituellement employés (MM.GG.; AA.SS.; C.R.H. etc.)³⁹

Aus diesen Notizen ist klar ersichtlich, dass ein direkter Zusammenhang zwischen theoretischen Begriffen wie *fait* und praktischen Verfahren wie der Anlage von Zet- telsammlungen bestand. Die unter 1) bis 3) aufgezählten Punkte lassen sich fast sämtlich in Langlois' kurzem Kapitel wiederfinden, mit Ausnahme vielleicht des unklaren Punktes 1a); die Formulierung, »types de fiches (libert[é])«, bezieht sich wahrscheinlich auf einen ersten Typus von Zetteln für das Festhalten nicht quellen- oder textgebundener Information, den Langlois nicht erwähnt. 1b) behandelt offenbar das Notieren bibliographischer Angaben. 1c) beschreibt dann die wichtigste Art von Zettel, die eigentliche *note*. Hier lassen sich einige interessante Aspekte herausstellen. In der Tat dienten die Notizen primär zur Erfassung von *faits*. Diese Erfassung freilich unterlag gewissen Schwierigkeiten: Nur soweit möglich sollte die Zuordnung von Tatsache und Zettel durchgehalten werden; auch Gruppen von Tatsachen kamen vor. Schließlich ging es außerdem sekundär noch um das Abschreiben von Textpassagen, die als solche interessant waren, aber nichts mit den Tatsachen zu tun hatten. »Nicht tatsächlich« heißt in diesem Zusammenhang wohl: Wahrnehmungen oder Gedanken der Autoren der Quellentexte.

Diese Bemerkungen eines Praktikers der Notizführung divergierten einerseits von den Ausführungen Langlois', in denen nicht von Schwierigkeiten bei der Zuordnung von Zetteln zu Tatsachen die Rede war und in denen das Festhalten von Textpassagen nicht eigens thematisiert wurde. Andererseits zeigen Ganshofs Punkte

deutlich, dass die *Introduction* das Vorbild für die Konzeptualisierung der Praxis bot; dieses Vorbild sollte »so weit wie möglich« umgesetzt werden. Die Partikularität der Tatsache, ihre deutliche, abgegrenzte, unproblematische Gestalt entpuppen sich hier als eine Art regulative Idee. Der Begriff der »Tatsache« war flexibel. Ganshofs Abhängigkeit von Langlois und Seignobos zeigt sich nicht in einer akribischen Übernahme der Richtlinien der *Introduction*, sondern darin, dass er die begrifflichen Normen im Prinzip akzeptierte, aber in der Praxis je nach den Gegebenheiten davon abwich, ohne die normativen Orientierungspunkte aus den Augen zu verlieren.

Die Orientierung am Vorbild der beiden Franzosen war für Ganshof überraschend problembeladen. Die *Introduction* war zunächst nur mit Einschränkungen empfohlene Lektüre des Proseminars. Ganshof stieß sich an der »für den Anfänger entmutigenden« Skepsis, die Seignobos im Teil über die *synthèse* bezüglich der Möglichkeit einer wissenschaftlichen Geschichtsschreibung an den Tag legte.⁴⁰ Die recht subtilen Veränderungen von Ganshofs Seminarkonzepten bis in die dreißiger Jahre hinein beruhten allem Anschein nach zumindest zum Teil auf wiederholter Auseinandersetzung mit dem Text. Die *Introduction* hatte eine wichtige Steuerungsfunktion für die Richtung, in die sich Ganshofs Gewohnheiten der Verzettelung entwickelten. Zugleich war seine zögerliche Aneignung des Texts möglicherweise ein weiterer Grund für die langsame Ausprägung seiner Notizführung. Erst bei der Erschließung neuer Forschungsgebiete nach der Dissertation – zunächst vor allem der Karolingerzeit und der Geschichte der Grafschaft Flandern – begann Ganshof anscheinend, Langlois' Vorgaben ernsthafter zu befolgen. Dabei war er mit dem Text bereits zu Beginn des Studiums konfrontiert worden: in der ersten Sitzung von Pirennes Seminar 1913/14.⁴¹ Die Norm war früh gesetzt worden, aber erst langsam und unter vielen Abweichungen näherte sich Ganshof durch die Widerstände der Praxis ihrer Erfüllung. Er übernahm die Standards des Notizenschreibens mit Hilfe eines tradierten Vokabulars, auf das die mehrschichtige Unschärfe in seinen epistemologischen Kategorien zurückging. Zugleich fügte er durch seine spezifische Rezeption noch eine weitere Schicht von Unschärfe hinzu, die eines Systems von Normerfüllung und Abweichung. So komplettierte Ganshofs Stellung als Rezipient der positivistischen Tradition das Arrangement begrifflicher Vagheiten im Umkreis von »Tatsache«.

Diese mehrschichtige Unschärfe erlaubte einen variablen Umgang mit den Zetteln. »Tatsache« als Leitbegriff und die Verzettelungsfähigkeit der Lektüre als praktische Norm verstellten einerseits den Blick auf unerwartete Lesarten der Quellentexte, etwa zu sehen am Fall der Prekarienkunden, die nach einem bestimmten Raster gelesen wurden, das man für einengend halten kann. Andererseits blieb die Erkenntnisarbeit aber gerade wegen der unscharfen epistemologischen Leitbegriffe und praktischen Normen der Notizführung auch offen und flexibel, und darin lag der Nutzen der begrifflichen Arrangements um den Begriff der »Tatsache«. Darum

lässt sich Ganshofs Notizführung nur bis zu einem gewissen Grad als systematisches Verfahren beschreiben. Die Notizsammlungen wucherten nie ins Unendliche aus. Sie waren gebunden an einzelne Forschungsprojekte und in ihren Inhalten abhängig von spezifischen Untersuchungen, die Ganshof an Quellentexten unternahm. Da sie kein Verweissystem enthielten, ergaben sich auch keine vom Autor nicht direkt beabsichtigten Verknüpfungen der Zettel untereinander. Es handelte sich also nicht um ein Sammelsystem, das zum Beispiel dem von Niklas Luhmann beschriebenen ähnelte.⁴² Kennzeichnend für Ganshofs Verfahren der Verzettelung war nicht so sehr ein strenger Systemzwang, sondern eine erhebliche Variationsbreite von Lösungen, die mit der jeweiligen Situation der wissenschaftlichen Arbeit zusammenhingen. Wie oben ausgeführt, waren insbesondere Problemstellungen und Materialbasis von Bedeutung. Ein relativ gleichförmiger Quellenbestand, wie im Fall der Kapitularien, führte zu anderen Notizsammlungen als ein ungleichförmiger, wie etwa im Fall des Seminars über das *teloneum* in der Merowingerzeit. Dabei entstanden derartige Notizsammlungen jedoch nicht in einem besonders planvollen, durchdachten und im einzelnen überlegten Prozess. Im Gegenteil war vieles an dieser hermeneutischen Arbeit intuitiv, ungefähr und größtenteils implizit.

Innerhalb der von Ganshof vorgegebenen Untersuchungsfelder ergaben sich die Tatsachen am besten wie von selbst aus den Quellen, auf eine sozusagen natürliche, einfache Art und Weise, ohne Zutun des Historikers. Sie wurden nicht aufwendig konstruiert, sondern allenfalls aus ihren Zusammenhängen herausgelöst. Die Interpretationsleistung sollte minimal bleiben. Ganshof orientierte sich gern am Vorbild eines beobachtenden Naturforschers, etwa eines Geologen.⁴³ Das epistemologische Modell des Exegeten dagegen bestimmte die Normen der Erkenntnisarbeit nicht. Die Gewinnung von Tatsachen aus den Texten vollzog sich auf zwangsläufige und unwillkürliche Weise, die sich den *Absichten* des forschenden Verstands entzog. Das heißt, Tatsachen wurden eher passiv als aktiv erworben.⁴⁴ Die Unterscheidung zwischen aktiv und passiv bei der Beschreibung von Handlungen – das heißt jenseits der bloßen grammatischen Struktur – ist abhängig von Modellen intentionaler Erklärung. Es geht auf verschiedene Weisen, in verschiedenen Teilaspekten um mehr oder weniger absichtsvolles Verhalten. Die Unterscheidung ist daher graduell. Auf eine solche graduelle Distinktion spielte auch Ganshof in der oben zitierten Formulierung an, in der er davon sprach, dass so weit wie möglich ein Zettel einer Tatsache oder einer Gruppe von Tatsachen zugeordnet werden solle. Er war offenbar nicht der Ansicht, dass die Tatsachen sich stets ohne weiteres einzeln erfassen ließen, dass die anzustrebende Passivität der Analyse immer gleichermaßen erreichbar war. Ein Muster von Norm und Abweichung zeigte sich auch in diesem Aspekt der Erkenntnisarbeit. Die Passivität sollte möglichst weitgehend sein, was eine stets wiederholte, mal mehr, mal weniger erfolgreiche Bemühung voraussetzte.

Bei der Vorstellung einer passiven Gewinnung von Tatsachen ging es nicht einfach nur um eine Art rein intellektueller Selbsttäuschung, sondern um die Praxis selbst. Das alltägliche Klein-Klein, das Hin und Her zwischen den verschiedenen Typen von Zetteln, konnte und sollte eine Dynamik erzeugen, in der Ganshof den Texten, um die es ging, nur folgen musste und in der er zumindest lokal keine Verantwortung für seine Interpretation trug. Die minimale Interpretationsleistung bei den Prekarienkunden ist ein Beispiel dafür. Hier erzeugte Ganshof durch die Notizen ein Moment, in dem er außer einer ganz schematischen und selektiven Lektüre keine eigene Leistung mehr zu erbringen hatte. Er brauchte aber die Notizen, um einen Arbeitsprozess zu realisieren, der an einen solchen Punkt gelangte. Denn dafür war es nötig, diesen Prozess in möglichst kleine Fragmente mit geringfügigen Interpretationsleistungen aufzubrechen, so dass möglichst viel lokale Passivität erreichbar war.

In den Gewohnheiten im Umgang mit dem Material hatte sich oben ein komplexes ethisches Regime gezeigt. Ein ethisches Regime, subtil und nicht unmittelbar wahrnehmbar, bestand auch in der begrifflichen Ordnung. Das Muster von Norm und Abweichung, das sich in Ganshofs Auffassung vom Bereich des Tatsächlichen zeigt, erforderte eine konstante, unwillkürliche und intuitive Selbstüberprüfung während des Arbeitsprozesses: Waren die Tatsachen und die wichtigsten Textpassagen in der bestmöglichen Form erfasst und gruppiert worden? Hatte die Analyse den geringstmöglichen Grad an verwerflicher Verzerrung durch die Perspektive des Historikers, dagegen den höchstmöglichen Grad an lobenswerter Passivität und Objektivität erreicht? Die unscharfen methodologischen Sprachregelungen schufen ein diskursives Muster, in dem die alltägliche Arbeit sowohl erklärt als auch gerechtfertigt wurde. Diese Dopplung von Erklärung und Rechtfertigung ist die Signatur des Begründens. Die besonderen methodologischen Standards, nach denen Ganshof verfuhr, konstituierten mithin eine spezifische Rationalität, die für die Arbeit an den Zetteln prägend war. Der Weg vom Exzerpt zur Tatsache war eine Passage durch die verschiedenen begrifflichen Schichten dieser Rationalität. Die unscharfen methodologischen Begriffe wurden auf die Lektüreeergebnisse angewandt, die so zu Tatsachen wurden. Die hier vorgestellten Überlegungen legen die Annahme nahe, dass sich dieser Vorgang intuitiv und fast unwillkürlich vollzog, jedenfalls aber während und durch die Verzettelung selbst.

Das Klein-Klein als Ordnung des Alltags

An bestimmten Stellen hat sich bereits eine eigenartige Verschränkung von Ganshofs Gewohnheiten im Umgang mit Papier und Begriffen gezeigt. So hingen epistemologische Kategorien wie Analyse und Synthese mit der Distinktion von größeren und

kleineren Zetteln zusammen, und bei der Bestimmung des Begriffs der Tatsache war die Praxis der Verzettelung offenbar hilfreich. Man kann aber die Zusammengehörigkeit von Papier und Begriffen auch noch auf eine andere und instruktivere Weise zu fassen bekommen, die hier zum Abschluss skizziert werden soll.

Das im Titel angeführte »Klein-Klein« ist wörtlich zu nehmen. Es bezeichnet die Abfolge kleiner Arbeitsschritte in der Notizführung. Aus solchen Schritten setzte sich Ganshofs Alltag zusammen. Der Begriff des Alltags verweist auf Zeitlichkeit und Ordnung. Das Klein-Klein trug dazu bei, die Arbeitszeit zu ordnen, einzuteilen, einheitlich zu strukturieren. Diese Ordnung basierte auf ungefähren Wiederholungen des ungefähr Gleichartigen in der Praxis.⁴⁵ Eine solche Struktur der Wiederholungen zeigte sich sowohl in den Ganshofschen Gewohnheiten des Umgangs mit dem Material wie in denen des Umgangs mit den Begriffen. Die Begriffe ermöglichten das Muster von Norm und Abweichung, das für Ganshofs empirische Arbeit, das Sammeln von Tatsachen, unerlässlich war. Doch blieben viele Bereiche der Notizführung von der begrifflichen Ordnung, der Rationalität der Verzettelung unberührt. Erst die ethisch kodierten Gewohnheiten im Umgang mit dem Papier gaben der Praxis ein umfassendes, kontinuierliches und einheitliches Gepräge. Es lässt sich argumentieren, dass auf diese Weise der Alltag der Wissenschaft erst zustande kam. Nur im Zusammenwirken beider Arten von Gewohnheiten ergab sich die Zeitordnung des Klein-Klein der Notizzettel, und Ganshofs wissenschaftliche Arbeiten entstanden im Zusammenhang seines Alltags insgesamt. Ohne eine Vorstellung von der Ordnung des Alltags ist es nicht möglich zu verstehen, wie Ganshof arbeitete, wie er zu seinen wissenschaftlichen Ergebnissen kam, worin seine »Methode« bestand.

Der Begriff der »Methode« suggeriert oft eine saubere Trennung wissenschaftlicher Rationalität von einem wie auch immer bestimmten bedeutungslosen Beiwerk; die Trennung eines »internen« Bereichs eigentlicher Wissenschaft von einem »externen« akzidentieller Besonderheiten ohne Belang. Der hier vorgestellte Beispielfall tritt einerseits gegen diese Art Distinktion an, mit deren Hilfe oft eine Art reiner und transzendentaler wissenschaftlicher Rationalität oder sogar eine allgemeingültige Methode begründet werden soll. Demgegenüber scheint ein Methodenbegriff attraktiver, der sich nicht von der alltäglichen wissenschaftlichen Arbeit ablöst.

Andererseits bietet die Diskussion der Ganshofschen Notizführung jedoch auch die Möglichkeit, die Intern-Extern-Unterscheidung anders als zumeist üblich zu fassen. Die Ordnung des Alltags bestand, wenn man so will, in einer doppelten Aneignung der Arbeitszeit.⁴⁶ Hier gaben sich zunächst die Disziplin, dann der einzelne Historiker eigene Regeln, nach denen die Arbeitsprozesse abliefen. Die eigene Setzung von Regeln lässt sich als Autonomie bezeichnen.⁴⁷ Wo die Inhalte der Regeln herkommen, ist dabei zweitrangig; der Aspekt der Aneignung hat Priorität. Wichtig ist, dass die Ordnung des Alltags auf diese Weise mit einem Raum von Autonomie

zusammengeht, der auch als das »Interne« einer Wissenschaft angesehen werden kann. Durch die Dopplung der Aneignungsprozesse, welche die Autonomie begründen, wird dieser Raum ziemlich unübersichtlich, offen und wohl auch instabil, changierend zwischen einer kollektiven Ebene der wissenschaftlichen Disziplin und einer individuellen der Arrangements der einzelnen Mitglieder der Disziplin. Das »Externe« der Wissenschaft wäre dann das Heteronome: das von anderen Auferlegte außerhalb der eigenen alltäglichen Ordnung. Eine solche Auffassung des Internen und Externen in der Wissenschaft könnte sich nur auf konkrete historische Konstellationen beziehen, wie sie sich beispielsweise in der Notizführung Ganshofs finden. Denn es käme dafür immer auf die konkreten Grenzziehungen historischer Akteure an, auf ihre konkreten Arbeitsweisen, ihre Methode im Zusammenhang gegebener Situationen.

Anmerkungen

- * Für Anregungen und Kritik danke ich den Teilnehmerinnen und Teilnehmern der Konferenz Erfassen – Ordnen – Zeigen im Dezember 2005 in Erfurt sowie Carola Dietze, Poul Kjaer, Niklas Olsen, Gerhard Rammer.
- 1 Nalatenschap François Louis Ganshof, Bibliotheek Universiteit Gent, HS III 86 (im Folgenden: NL Ganshof).
 - 2 Aus anderen Bereichen gibt es einige sehr hilfreiche Fallanalysen der Rolle von Zetteln in der Schreibarbeit von Gelehrten vgl. Christoph Meinel, Enzyklopädie der Welt und Verzettlung des Wissens: Aporien der Empirie bei Joachim Jungius, in: Franz Eybl u. a., Hg., Enzyklopädien der Frühen Neuzeit. Beiträge zu ihrer Erforschung, Tübingen 1995, 162–187; Elisabeth Décultot, Johann Joachim Winckelmann. Enquête sur la genèse de l'histoire de l'art, Paris 2000, hier bes. 33–56; Anke te Heesen, Die doppelte Verzeichnung. Schriftliche und räumliche Aneignungsweisen von Natur im 18. Jahrhundert, in: Harald Tausch, Hg., Gehäuse der Mnemosyne. Architektur als Schriftform der Erinnerung, Göttingen 2003, 263–286; Stella von Boch, Jacob Burckhardts »Die Sammler«. Kommentar und Kritik, München 2004; auch Markus Krajewski, ZettelWirtschaft. Die Geburt der Kartei aus dem Geiste der Bibliothek, Berlin 2002; Ina Dietzsch u. Sabine Imeri, Zettels Alltag oder die Geheimnisse des wissenschaftlichen Handwerks, in: Jahrbuch für Universitätsgeschichte 10 (2007), 105–122. In diesen Arbeiten stehen allerdings Karteien und Zettelkästen im Vordergrund, also, systematischere Formen der Verzettlung als die bloße Notizführung.
 - 3 Vgl. die Nachrufe seiner Schüler Adriaan Verhulst, Nécrologie François Louis Ganshof, in: Le Moyen Age (1980), 523–538; Raoul Van Caenegem, In Memoriam F. L. Ganshof, in: Jaarboek Koninklijke Academie voor Wetenschappen, Letteren en Schone Kunsten van België (1980), 230–251 (mit Bibliographie); ders., In Memoriam F. L. Ganshof (1895–1980), in: Tijdschrift voor Rechtsgechiedenis 49 (1981), 5–12; Ludo Milis, François Louis Ganshof (1895–1980), in: Revue Belge de Philologie et d'Histoire 59 (1981), 518–528; ferner Archibald R. Lewis, Robert S. Lopez u. Bryce D. Lyon, François L. Ganshof, in: Speculum 56 (1981), 695 f.; außerdem die Artikel: Ganshof, François Louis (Raoul Van Caenegem), in: Nationaal Biografisch Woordenboek 12, Brüssel 1987, 263–273; François Louis Ganshof (Adriaan Verhulst), in: Nouvelle Biographie Nationale, Brüssel 1988 ff., V, 171–174; Ganshof, François Louis (Raoul Van Caenegem), in: Lucian Boia, Hg., Great Historians of the Modern Age. An International Dictionary, New York u. a. 1991, 74–76.
 - 4 Z. B. hielt Ganshof im Seminar von 1936 (Mappe Historische Kritiek 1935–1936, 2e semester, Ontstaan v. Vlaanderen, NL Ganshof, doos 177) eine Anmerkung des britischen Teilnehmers Philip Grierson fest. Eine Debatte mit dem späteren Rechtshistoriker Wilfried Roels, der damals gerade seine *licenciaats*-Prüfung ablegte, ist zusammengefaßt in: Mappe Historische Kritiek 1947–1948, De

- Praecaria, NL Ganshof, doos 178. In François Louis Ganshof, *Les origines de la Flandre Impériale. Contribution à l'histoire de l'ancien Brabant*, in: *Annales de la Société Royale d'Archéologie*, Bruxelles 46 (1942/43), 99–174 sind mehrere Anhänge enthalten, die als Arbeiten von Studenten eines Seminars über das Thema ausgewiesen sind.
- 5 Solche Notizen verbreitet unter den Prüfungsgutachten mit beiliegender Korrespondenz, NL Ganshof, doos 201–207.
 - 6 Mary Lyon an Ganshof 20.01.1967, NL Ganshof, doos 59, Umschlag *Bryce and Mary Lyon*.
 - 7 Bryce Lyon (1920–2007) war ein Schüler Carl Stephenson's, der in den zwanziger Jahren noch bei Pirenne studiert hatte und Ganshof aus jener Zeit kannte. Lyon kam zuerst in den Fünfzigern zu verschiedenen Forschungsaufenthalten für seine verfassungs- und rechtshistorischen Arbeiten nach Belgien und freundete sich mit zahlreichen dortigen Kollegen an, insbesondere mit Ganshof, den er 1963/64 als Gastprofessor nach Berkeley holte.
 - 8 Diese Ordnung lässt sich in den Zusammenhang eines allgemeinen Ideals des Professorenlebens als Askeze stellen; zu dessen Geschichte vgl. William Clark, *Academic Charisma and the Origins of the Research Universities*, Chicago 2006, bes. Kap. 7. Horst Fuhrmann (unter Mitarbeit von Markus Wesche), »... sind eben alles Menschen gewesen«. Gelehrtenleben im 19. und 20. Jahrhundert, München 1996 bietet viele Beispiele eines derartigen Habitus. Wichtig für die asketische Ordnung der Arbeitsgewohnheiten war im 20. Jahrhundert – mit dem Aufkommen neuartiger Medien und Werkzeuge – auch das ostentative Beharren auf altmodischen Arbeitstechniken, das sich zum Beispiel in Ganshofs Schreibgewohnheiten nachvollziehen lässt: Zeitlebens schrieb er seine wissenschaftlichen Texte mit der Hand.
 - 9 Deutlich etwa in zwei Umschlägen mit Unterlagen zum Seminar *De Pagi* (über die fränkischen Grafenschaften in der Region der späteren Niederlande) von 1933/34: *De Pagi – Teksten* und *De Pagi – Bibliogr.*, NL Ganshof, doos 176.
 - 10 Ein besonders markantes Beispiel: Ganshofs wiederholte Befürchtungen, bei öffentlichen Gedenkveranstaltungen für Pirenne übermäßige Ergriffenheit an den Tag zu legen; vgl. Van Caenegem, in *Memoriam* 1980, 238 f.
 - 11 So etwa unzerteilte Todesanzeigen der Genter Professoren Pirenne (Mappe *Décès H. Pirenne Correspondance*, NL Ganshof, doos 61) und Paul Fredericq (Mappe *Funérailles de M. le Professeur Paul Fredericq*, NL Ganshof, doos 1) sowie des von Ganshof ebenfalls als Lehrmeister verehrten Brüsseler Historikers Guillaume Des Marez (Umschlag G. Des Marez, NL Ganshof, doos 51).
 - 12 Die Todesanzeige der 1947 verstorbenen Mutter in Mappe *Historische Kritik 1949/50, Studiën over de Capitularia VII*, NL Ganshof, doos 178; Ganshofs Hochzeitsanzeigen in Umschlag *Gesch[iedkundige] Kr[itiek] 1960/61 II.*, Prüm I, Mappe P.2, NL Ganshof, doos 181.
 - 13 Vgl. hierzu die Aufsätze von Lorraine Daston, *Objectivity and the Escape from Perspective*, in: *Social Studies of Science* 22 (1992), 597–618; dies., *The Moral Economy of Science*, in: *Osiris* 10 (1995), 3–24.
 - 14 So bei dem oben erwähnten Prüfungsgutachten, wie Anm. 5. Ein weiteres illustratives Beispiel ist ein Briefwechsel mit Charles-Edmond Perrin von 1960, in dem einige Notizen Ganshofs über die Fläche einer bestimmten Domäne des Klosters Prüm mehrfach hin- und hergeschickt wurden, NL Ganshof, doos 181, Umschlag *Domaines belges de Prüm – correspondance* in zweitem Umschlag *Gesch[iedkundige] Kr[itiek] 1960–61 II Prüm III (aanvullende documentatie)*. Ein Teil der Notizen, die einen Vortrag Perrins von 1947 betreffen, befindet sich in NL Ganshof, doos 21, Umschlag *Journées franco-belges d'histoire*, Paris 1947.
 - 15 Belege dafür, dass das Seminar als intimer Ort galt, finden sich im belgischen Kontext bereits bei Paul Fredericq, vgl. hierzu Jo Tollebeek, *Een stormachtige familie. Paul Fredericq en de vorming van een academische historische gemeenschap in de negentiende eeuw*, in: *Tijdschrift voor Geschiedenis* 120 (2007), 60–73; sowie Paul Fredericq, *L'enseignement supérieur de l'histoire. Notes et impressions de voyage, Allemagne – France – Ecosse – Grande Bretagne – Hollande – Belgique*, Gent 1899; ders., *L'origine et les développements des cours pratiques d'histoire dans l'enseignement supérieur en Belgique*, in: A Godefroid Kurth, *professeur à l'Université de Liège, à l'occasion du XXVe anniversaire de la fondation de son cours pratique d'histoire*, Liège s. d. [1899], 3–149. Ganshof kannte diese Arbeiten. Die erste gehörte zu seinen üblichen Literaturempfehlungen im Proseminar (sie wird in den erhaltenen Seminarkonzepten erwähnt, etwa Mappe 1925–1926 *Le règne d'Henri III en Allemagne* (Lampert de Hersfeld), NL Ganshof, doos 182). Zu Pirennes Lehrtätigkeit im Seminar vgl. Bryce Lyon, Henri

- Pirenne. A Biographical and Intellectual Study, Gent 1974, 106 f., 405 ff. Ganshofs Praxis unterschied sich von den Gepflogenheiten der vorigen Historikergeneration, denn der ehemals recht private Charakter der Seminare hatte sich weitgehend verflüchtigt. Allgemeinen vgl. auch Bonnie G. Smith, *The Gender of History. Men, Women and Historical Practice*, Cambridge (Mass.) 2000, 105–116.
- 16 Heinrich Sproemberg, *Die Entstehung der Grafschaft Flandern*, Berlin 1935.
- 17 Da die Notizen in einem mehr oder weniger problemorientierten Zusammenhang geführt wurden, unterscheiden sie sich auch von den gelehrten Gemeinplatzsammlungen der frühen Neuzeit. Dazu vgl. Ann Moss, *Printed Commonplace-Books and the Structuring of Renaissance Thought*, Oxford 1996 und Kevin Sharpe, *Reading Revolutions. The Politics of Reading in Early Modern England*, New Haven, London 2000, bes. Kap. 2. Diese Tradition der Lektüre hatte offenbar für die gelehrte Praxis der Zeit Ganshofs keine Relevanz mehr. In Ganshofs Fall war die Lektüre ohnehin eher nachrangig gegenüber der Textproduktion. Das Sammeln von Büchern – und insbesondere Sonderdrucken – war ihm höchst wichtig, aber wegen der Verfügbarkeit von Bibliotheken und der prinzipiellen Unvollständigkeit der eigenen Sammlungen keine Voraussetzung des wissenschaftlichen Schreibens.
- 18 Dossiers in NL Ganshof, dozen 177–79; Teil VIII mit einer Notiz: »geen studenten!« in doos 179.
- 19 Dossier Kapitularia I, NL Ganshof, doos 177.
- 20 Dossier Kapitularia III, NL Ganshof, doos 178.
- 21 NL Ganshof, doos 179.
- 22 Ganshof hatte das Geschichtsstudium im Jahr 1913 in Gent aufgenommen und sogleich die Kurse Pirennes belegt. 1914 wurde er Soldat; zunächst an der Front eingesetzt, konnte er wohl ab 1915 – im Rahmen einer Offiziersausbildung, die ihm den niedrigsten Offiziersrang (*sous-lieutenant*) einbrachte – in Paris sein Studium phasenweise fortsetzen und 1917 mit der *licence* abschließen. Unter anderem studierte er dort bei Maurice Prou und Ferdinand Lot.
- 23 *Notices sur l'histoire du moyen-âge*, NL Ganshof, doos 5 (lose Blätter, bei den Studienunterlagen abgelegt).
- 24 Als lose Blätter in NL Ganshof, doos 5.
- 25 François Louis Ganshof, *Etude sur les Ministeriales en Flandre et en Lotharingie*, Brüssel 1926. Die Arbeit war bereits 1921 fertiggestellt.
- 26 Diese Notizen in den Umschlägen Thèse I–III im Umschlag *Concours de bourses de voyage 1923*, in: NL Ganshof, doos 1; vgl. François Louis Ganshof, *Notes critiques sur Eginhard, biographie de Charlemagne*, in: *Revue Belge de Philologie et d'Histoire* 3 (1924), 725–758.
- 27 Vgl. etwa Milis, Ganshof 1981, 526 f.
- 28 In den Proseminareinführungen zeigt sich der ungenaue Gebrauch recht deutlich. Ganshof spricht etwa von »un auteur vivant postérieurement aux faits qu'il rapporte« (Mappe 1922–1923, Galbert de Bruges, NL Ganshof, doos 182, Bl. 3) ebenso wie er erwähnt, die Studenten müssten mit den Werkzeugen der Wissenschaft »travailler les sources et en extraire les faits« (Mappe 1924–1925 Eginhard: *Les Guerres de Charlemagne*, NL Ganshof, doos 182, Bl. 1, wo auch davon die Rede ist, dass Fakten »etabliert« würden). In der ersten Passage sind Fakten klar in ontologischen Termini beschrieben, im zweiten Fall werden sie dagegen mit vorgängigen epistemologischen Begriffen verknüpft.
- 29 Mappe 1934–1935 *Historische Kritik*, *Precaria in Beneficium*, NL Ganshof, doos 176, Blatt 85–88. Interessanterweise erwähnte Ganshof die Frage der fünfjährigen Befristung in seinem Handbuch über das Lehnswesen, *Qu'est-ce que la féodalité?*, Brüssel 1944, in der Passage über die Prekarien nicht mehr. Das etwas marginale Phänomen erschien ihm vermutlich entweder zu unwichtig, oder er war mit der Erklärung selbst nicht zufrieden (oder beides).
- 30 Vgl. hierzu Susan Reynolds, *Fiefs and Vassals. The Medieval Evidence Reinterpreted*, Oxford 1994, 78 f.
- 31 In typischer Vermeidung einer selbstformulierten methodologischen Stellungnahme verwies Ganshof in *Was waren die Kapitularien?*, Darmstadt 1961, 119, Anm. 314 auf den Amsterdamer Rechtshistoriker Hoetink, der wiederum Heinrich Mitteis zitierte, der gegen Brunner eingewandt hatte, dass dessen Insistieren auf der ausschließlichen »Verwertung solcher Begriffe [...], die sich unmittelbar aus den Quellen ableiten lassen, [...] nicht nur auf praktische, sondern auf methodische Schwierigkeiten stößt. Denn wo bleibt dann die ›Vergegenwärtigung‹, ohne die echtes geschichtliches Verstehen schlechterdings nicht möglich ist?«
- 32 Vgl. hierzu Lorraine Daston, *Perché i fatti sono brevi?*, in: *Quaderni Storici* 108 (2001), 745–770.

- 33 Vgl. in diesem Zusammenhang auch Mary Poovey, *A History of the Modern Fact. Problems of Knowledge in the Sciences of Wealth and Society*, Chicago u. London 1998. Freilich lässt sich die Entstehung von Fakten aus Exzerpten nicht ohne weiteres mit der dort beschriebenen buchhalterischen Genealogie von »Tatsache« in Verbindung setzen.
- 34 Vgl. Charles-Victor Langlois u., Charles Seignobos, *Introduction aux études historiques* [1898]. Mit einem Vorwort von Madeleine Rebérioux, Paris 1992.
- 35 Sie fand sich nicht nur im Alltagsgebrauch – auch der Annales-Schule – allenthalben, sondern war auf lange Sicht prägend für das Genre des Methodologiehandbuchs. Marc Bloch, *Apologie pour l'histoire ou métier d'historien*, hrsg. von Etienne Bloch, Paris 1993 verwendete das Vokabular der Positivisten allerdings eher zaghaft; mit Selbstverständlichkeit dagegen tritt es beispielsweise auf in den Handbüchern von Hans Nabholz, *Einführung in das Studium der mittelalterlichen und der neueren Geschichte*, Zürich 1948; Egied I. Strubbe, *Inleiding tot de historische Critiek*, Antwerpen u. a. 1954; Bernard Slicher van Bath, *Wat is geschiedenis? Beknopte inleiding tot de geschiedwetenschap*, in: ders., *Geschiedenis: theorie en praktijk*, Utrecht, Antwerpen 1978, 9–80. Übrigens ist die Frage berechtigt, wie es heute wohl damit stehe.
- 36 So der Titel des entsprechenden Kapitels bei Langlois u. Seignobos, *Introduction* 1992, 191–205.
- 37 Ebd., 93–100.
- 38 Vgl. NL Ganshof, dozes 182–184.
- 39 NL Ganshof, doos 182, *Mappe Prodromes de la querelle dite des Investitures 1928–1929*, Blatt 11. Die Abkürzungen stehen für die *Monumenta Germaniae (Historica)*, die *Acta Sanctorum* und die belgische *Commission Royale d'Histoire*.
- 40 So in den Kursnotizen *Mappe 1922–1923* Galbert de Bruges, NL Ganshof, doos 182, Bl. 9.
- 41 Die bibliographische Angabe findet sich in der Mitschrift *Heft Cours de Critique Historique* donné par M. Henri Pirenne 1913–14, NL Ganshof, doos 22, ohne Pag. [3].
- 42 Vgl. Niklas Luhmann, *Kommunikation mit Zettelkästen. Ein Erfahrungsbericht*, in: Horst Baier, Hans Matthias Kepplinger u. Kurt Reumann, Hg., *Öffentliche Meinung und sozialer Wandel*. Für Elisabeth Noelle-Neumann, Opladen 1981, 222–228.
- 43 Auch dies lässt sich aus den Seminarkonzeptionen belegen. Der Vergleich zum experimentierenden beziehungsweise beobachtenden Naturwissenschaftler ist in mehreren Varianten präsent, während eine spezifisch geisteswissenschaftliche Perspektive fehlt. Auch in dieser Hinsicht zeigt sich Ganshof als Fortführer der positivistischen Traditionen (in der vergrößerten Variante der entsprechenden Wissenschaftstheorie, die die Praktiker im Bereich der frankophonen Wissenschaft pflegten). Zur Präsenz derartiger Konzepte in der belgischen Wissenschaftslandschaft vgl. Kaat Wils, *De omweg van de wetenschap. Het positivisme en de Belgische en Nederlandse intellectuele cultuur, 1845–1914*, Amsterdam 2005; auch in der französischen Geschichtswissenschaft waren solche Vorstellungen verbreitet, vgl. François Hartog, *Le XIXe siècle et l'histoire. Le cas Fustel de Coulanges*, Paris 2001, bes. 126–152, zur Passivität vgl. 141.
- 44 Dieser Vorschlag nimmt Bezug auf die Ideen der »passiven Kopplung« und des vom »Denkkollektiv« gesuchten »Denkwiderstands« bei Ludwik Fleck, *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv* [1935], Frankfurt am Main 1980, vgl. bes. 124 f. Fleck trifft eine Unterscheidung von aktiven und passiven Erkenntnisleistungen bei der Herausbildung eines »Denkstils«, wobei die Herstellung weitgehender epistemischer Passivität, die Suche nach in spezifischen historischen Situationen unverfügbaren Bestandteilen wissenschaftlicher Theorien prägend für die wissenschaftliche Arbeit ist.
- 45 Zum Zusammenhang von Wiederholungsstrukturen und Zeitlichkeit vgl. Reinhart Koselleck, *Zeitschichten*, in: ders., *Zeitschichten. Studien zur Historik*, Frankfurt am Main 2000, 19–26.
- 46 Zu »Aneignung« vgl. Michel de Certeau, *L'invention du quotidien 1. Arts de faire*, Paris 1980; auch Marian Füssel, *Die Kunst der Schwachen. Zum Begriff der ›Aneignung‹*, in der *Geschichtswissenschaft*, in: *Sozial.Geschichte* 21 (2006), 7–28.
- 47 Diese Vorschläge verweisen auch auf Alf Lüdtkes Begriff des »Eigensinns«; vgl. ders., *Eigen-Sinn. Fabrikalltag, Arbeitererfahrungen und Politik vom Kaiserreich bis in den Faschismus*, Hamburg 1993.